


### Der verhängnisvolle Fliegenstich.

Rurik, der Gründer des russischen Reiches, war gestorben. Da riß Oleg an Stelle des minderjährigen Thronerben die Regierung an sich. Obwohl dieser Uebergriff recht gut gelang, war Oleg doch sehr unruhig und fürchtete, daß ihm die Regierung wieder entrissen würde. Um Gewißheit zu bekommen, ging er zu einem Wahrsager, und dieser eröffnete ihm folgendes: „Hüte Dich vor dem Rosse, das Du liebst. In ihm verbirgt sich die Ursache Deines Todes." Daraufhin trennte sich Oleg von seinem Lieblingspferd und ließ es weit entfernt von seinem Wohnsitz von einem Diener betreuen. Jahre vergingen, und Oleg führte seine Soldaten von einem Sieg zum anderen. Als er sich eines Tages in einer beschaulichen Stunde in seinem Erfolge sonnte, erinnerte er sich der seltsamen Weissagung. Er ließ den Knecht, der das Pferd zu betreuen hatte, kommen, und forschte, wie es mit dem Tiere stände. Der Gefragte begann zu zittern und stieß zögernd hervor: „Herr, ich habe meine Pflicht an Eurem Lieblingspferd getan, so gut ich konnte, trotzdem ist es vor einigen Tagen eingegangen." — „Was, es ist tot?" rief Oleg erfreut. „Für diese Mitteilung werde ich Dich reichlich belohnen." Er wollte nun an den Ort geführt werden, wo man das tote Tier begraben hatte. Oleg ließ die Erde wegschaufeln, um sich mit eigenen Augen von der Richtigkeit des Gehörten zu überzeugen. Als das Tier bloßgelegt war, versetzte er dem Kadaver einen Fußtritt und rief: „Du kannst meinen Tod nicht mehr verursachen." Im selben Augenblick flog eine Fliege aus dem Kopf der Leiche und stach den Fürsten in die Hand. Vergebens bemühten sich die Aerzte um den vergifteten Herrscher. Er starb in derselben Nacht. Die Prophezeiung war erfüllt.

### Die Banane von einem Meter.

Zu recht beachtlichen Ergebnissen ist das Forschungs-Institut zur Veredelung der indischen Bodenfrüchte in Bombay gekommen. So versucht man dort unter anderem, Bananen von besonderer Größe heranzuzüchten, so daß sich der Verkauf lohnender gestaltet und die Frucht mit ihrer amerikanischen Schwester in aussichtsreichen Wettbewerb treten kann. Da ist es nun kürzlich gelungen, Bananen von einem Meter Länge zu erzeugen. Allerdings konnten von dieser Riesenfrucht noch keine größeren Mengen gezüchtet werden.

## ≈ ≈ Heimatecke ≈ ≈

## Eingeschleppte Pflanzen

(Schluß)

Schon bei den Römern war die Hundszunge als Heilmittel bei dem drei- und viertägigen Fieber berühmt. je nachdem ob die Pflanze drei oder vier Samenbüschel trug. Gegen Frösche, die schon damals als giftig verschrien waren, und Schlangen nahm man die Wurzel in Wasser ein. Das Mittelalter nahm diese Anwendungsweisen auf, gebrauchte sie aber noch gegen viele andere Leiden. Brustkranken gab man einen Absud von der Pflanze, der auch zur Beruhigung und Schmerzstillung benutzt wurde. Was hierbei besonders helfen sollte, ist nicht recht ersichtlich. Vielleicht half die geringe Menge Gift, die in der Pflanze enthalten ist, wie es ja oft zu beobachten ist, daß geringe Mengen Gift die Heilung anregen. Eine stärkere Dosis dieses Giftes wirkt tödlich und hat ähnliche Wirkungen wie das Pfeilgift der Indianer. Auch als Köder für Wild und Fische brauchte man es. Fleisch, das mit dem Saft dieser Pflanze eingerieben war, verursachte nach dem Genuß Blindheit, so daß man die Raubtiere dann leicht fangen konnte. Im Aargau diente das Grün auch als Wundheilmittel. Im Mittelalter wandte man es mit Schweineschmalz sogar gegen den Biß toller Hunde an. In der Pflanze sollte auch ein besonderer Pflanzengeist wohnen, wie aus einem Spruch hervorgeht, den die Mutter sagen muß, wenn sie ihrem Kind die Blätter auflegt:

„Lucifer und Tüfelsrüte,
Heil mir meine Bübi wieder"

### 4. Das Seifenkraut (Saponaria officinalis)

Als letzte und schönste der bei Warburg eingeschleppten Pflanzen wollen wir das Seifenkraut betrachten. Wie das Bingelkraut verhaßt ist als Gartenunkraut, so das Seifenkraut als Wiesenunkraut. Wo es sich einmal breit gemacht hat, da ist es so leicht nicht wieder zu vertreiben. Die feinen hellrosa Blüten leuchten zur Blütezeit weit über die Wiesen. Auf 30—50 Zentimeter hohen Stielen erhebt sich die Blütendolde, die sich vorteilhaft von dem dunklen Grün der lanzettlichen Blätter und auch der Wiesen abheben. Die Blätter stehen gegenständig am Stiel wie bei fast allen Nelkengewächsen. In festen niedrigen Büschen behaupten sie ihren Platz und verdrängen alles andere, was unter ihnen wächst. Deswegen wird die Pflanze nur sehr ungern auf den Wiesen gesehen.

Die Blüten haben eine sehr lange Röhre, die von einem Kragen, dem dunklen Kelch, umgeben sind. Dieser Kellch ist fast zylindrisch und so lang, daß nur die Schwärmer, die den längsten Rüssel unter allen Insekten haben, den Honig bekommen können. An den Honig können nur die Kerbtiere, die vorher die Staubbeutel oder die Narbe berührt haben und so die Befruchtung vollzogen. Selbstbestäubung, die sonst wohl vorkommt wie beim Bingelkraut, ist hier vollkommen ausgeschlossen, da die Staubbeutel und die Narbe zu verschiedener Zeit reif sind. Wenn die Narbe fähig ist, Blütenstaub aufzunehmen, sind die Staubbeutel längst vertrocknet, und so lange diese ihren Pollen noch besitzen, ist die Narbe unentwickelt. Damit die Nachtfalter nun diese Blüten auch wirklich finden, muß sie Lockmitel haben. Der den Tag über nur schwache Geruch verstärkt sich in der Nacht sehr stark, so daß man schon von weitem den süßlichen Duft wahrnehmen kann. Außerdem leuchten die großen hellen Blüten, zumal sie in einer Dolde zusammenstehen, selbst bei Nacht. Ein leuchtendes Fanal sind die in der Nacht für die Schlecker und Genießer, die die Nacht ähnlich manchen Menschen zum Tage machen. Sie werden wie die Faulen auch erst am Abend fleißig und verrichten ihr lautloses segenbringendes Werk.

Aus dem Fruchtknoten geht dann eine langgestreckte Kapsel hervor, die sich bei der Reife an der Spitze öffnet mit vier Zähnen. Der hohe elastische Stiel ist ein Spielball des Windes und schon ein leichtes Schütteln genügt, den leichten flachen Samen herauszuschleudern und in einiger Entfernung von der Mutterpflanze umherzustreuen. Die Samen könnten bei Regenwetter sehr leicht verderben, schon in der Kapsel keimen oder gar durch Fäulnis zu Grunde gehen. Damit wäre die ganze Arbeit umsonst gewesen Aber Mutter Natur hat vorgesorgt. Die Kapsel ist gegen Luftfeuchtigkeit sehr empfindlich, so daß sich die Zähne wieder zusammenziehen, wenn Regen droht oder auch nur Nebel.

Die Pflanze ist keine deutsche, sondern wurde von den Mönchen aus Südeuropa eingeführt. Man baute sie in den Gärten, da man ihre Wurzel benutzte. Ihre Wirkung leitet man im Altertum von Aphrodite her. Sie soll aus ihrem Badewasser entstanden sein, als ihr rußiger Gatte Hephästos, der Schmiedegott, sie berührt hatte. Von den Mönchen sahen es bald die Hausfrauen ab und gebrauchten die Wurzel zum Waschen feiner Sachen. Man zerschnitt sie, schüttelte sie mit Wasser und bekam so Seifenschaum. Der mittelalterliche Botaniker Dock schreibt: „Die alten Weiber sagen Modelger sey aller wurtzel Ehre, und ist ein recht Stergethron, denn sie würt zu seltzamen künsten gebraucht, in fascinnationibus Amorum. Sie ist wie ein weiblich Glied zerspalten inn der Mitten, darumb die Circenischen Weiber ihren Handel damit treiben, sagen darbey, es sey wunderbarlich kraut zu offenen Wunden, nennens derhalben Heyl allen Schaden".

Diese Pflanze ist wohl von Scherfede heruntergewandert, wo sie schon früher in größeren Mengen vorkam. Durch Hochwasser konnte der Samen dann leicht an den Ufern verbreitet werden. Und jetzt kann man das Seifenkraut auf beiden Ufern der Diemel in nicht geringen Mengen finden.

So sind denn selbst Unkräuter und Schuttpflanzen noch von Nutzen. In der Natur liegen Kräfte, die nur vom Menschen benutzt werden wollen, um ihm zu dienen in all seinen Nöten. Eine große Weisheit liegt in aller Schöpfung, die der Mensch wieder herauslesen soll. Sie ist ein großes aufgeschlagenes Buch, das eine beredte Sprache redet für jeden, der sie hören will. Und es ist schon etwas Wahres an dem Satz, den mir ein Förster sagte: „Die Blumen reden eine beredte Sprache, wenn die Menschen sie nur verstünden". Wenn daher durch diese wenigen Zeilen nur der eine oder andere dazu angeregt würde, sich liebevoll mit der heimischen Natur zu beschäftigen, so wäre ihr Zweck erfüllt.


# Warburger Warte




Wöchentlich zweimal erscheinende
**Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes**
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

**Nr. 74** | **22. September 1934** | **8. Jahrgang**


## Die Eisenbauern

Roman von Rudolf Atsch

(1. Fortsetzung)

„Alle Wetter, da hätte ich bald was vergessen! — Du schriebst mir doch in deinem letzten Brief von deiner bevorstehenden Heirat, Onkel. Nanntest aber nicht den Namen deiner Braut. Wer ist es denn, Onkel? Ich bin sehr gespannt."

Das strahlende Gesicht des Schulzen veränderte sich, ein trüber Schatten flog darüber. Er ließ die Peitsche so laut über dem Rücken des Pferdes knallen, daß es ruckend anzog und schneller vorwärts trabte.

„Weiß Gott, Heiner, sagen tu ich's dir nicht gerne. Weshalb? — Ich weiß es auch nicht recht. Vielleicht schäme ich mich ein wenig. Ich bin immerhin schon ein älteres Semester — und meine Braut ist noch jung, sehr jung. Aber nennen muß ich sie dir ja doch!"

Er schwieg wieder einen Augenblick. Ein verlegenes Lächeln schwebte um seinen Mund. Zögernd fuhr er fort: „Der Förster Erkner ist seit Jahren mein Freund, das weißt du. Wir jagen viel zu zweit, und auch wegen der Waldwirtschaft haben wir des öfteren zusammen zu beraten. Ich lernte seine Tochter, die Hilde, kennen —"

Er stockte und blickte auf den Sattel des Pferdes.

„Und die willst du heiraten?" kam es erstaunt über die Lippen des Neffen.

„Ja. Ich bin bereits mit ihr verlobt!"

„Schon verlobt?"

„Ja."

Schweigsam fuhren sie eine Strecke Weges. Keiner wagte den andern anzuschauen, beide sahen vor sich hin. Der Onkel war ein wenig rot geworden.

„Aber weshalb wurde mir davon nichts mitgeteilt?" fuhr auf einmal der Heimgekehrte fast ärgerlich auf. „Es war doch ein Ereignis — ein großes Ereignis! So habe ich dir doch nicht mal gratulieren können!"

Der Schulze hob besänftigend die Hand.

„Es kam ganz plötzlich, Heiner, ganz plötzlich. Schreibe auch nicht gerne etwas, das — das noch nicht ganz fest und sicher ist. Nun habe ich mich vor acht Tagen verlobt, natürlich in aller Stille. Was sollte ich dir das noch schreiben, da du doch heute kommen wolltest?"

„Offen gesagt, Onkel, diese Neuigkeit überrascht mich ungemein. Ich bin maßlos erstaunt über deine Wahl."

„Weshalb?"

Der Neffe knöpfte seine Uniform am Halse auf und tat so, als ob sie ihm plötzlich zu eng geworden sei. Die Beantwortung der Frage schien ihm schwer zu fallen.

„Ach, ich kenne ja die Hilde so genau nicht mehr. Als ich eingezogen wurde, war sie erst siebzehn Jahre alt, weilte gerade in einem Pensionat. Sie wird sich sehr verändert haben — zweifellos —" Er stockte, erst nach einer längeren Pause fuhr er fort: „Ich meine nur, sie sei etwas — etwas zu — jung für dich —"

„Du hast recht, Heiner, sie ist noch sehr jung. Das war der Grund, weshalb ich lange zögerte und überlegte. Doch — ich muß gesteh'n — ich habe die Hilde gern. Und die Hilde liebt mich auch, ich weiß es. Als nun auch deine Mutter mir noch zur Heirat riet, da entschloß ich mich. Ich habe auch keine Lust, als verknöcherter Hagestolz durchs Leben zu wandern. Es ist höchste Zeit für mich, daß ich heirate, denn ich werde alt —"

Der Neffe zwang sich zu einer freundlichen Miene und sagte:

„Jedenfalls wünsche ich dir von Herzen Glück!"

„Dante schön, Heiner!"

*

Sie hatten den Anfang des Dorfes erreicht. Zu beiden Seiten der Straße standen in unregelmäßigen Abständen breite Fachwerkhäuser. Die Straße war sehr sauber und gepflastert.

Als der Wagen des Schulze über das Pflaster der Straße rasselte, wurden viele Fenster und Türen geöffnet. Neugierige Augen schauten auf die Vorbeifahrenden. „Der Heiner kommt!" so hieß es überall. Jeder wollte ihn sehen.

„Ich glaub', er ist sehr hochnäsig geworden," meinte die Frau des Dorfhirten zu ihrer Nachbarin, der Frau Schulmeister. „Er grüßt so von oben runter —"

Die Schulmeisterin lächelte überlegen. Schlimmes wollte sie über den Heiner nicht sagen — sie dachte an die vielen guten Würste, die Heinrichs Mutter ihrem Manne zur Schlachtzeit stets verehrte —, deshalb sprach sie im allgemeinen:

„Ja, wenn sie mal in der Stadt bei den Soldaten gewesen sind, da bilden sie sich wunders ein, was sie wären, wenn sie zurückkehren —"

Als der Einspänner schon längst in einer Biegung des Weges verschwunden war, standen zwischen den Häusern immer noch Gruppen von Männern und Frauen, die das große Ereignis besprachen.

In dem kleinen Hause des Dorfschullehrers blickte die blasse Marie noch lange dorthin, wo ein breites glänzendes Schieferdach hohe Obstbäume überragte. Unter diesem

Dach hält er jetzt seinen Einzug, dachte sie. An ihrem Haus war er vorbeigefahren — hatte noch nicht mal zu den Fenstern aufgeschaut. Sie hatte umsonst ihr Haar so sorgfältig gekämmt, umsonst ein fast noch neues Kleid angezogen.

Ob er sie ganz vergessen hatte? — Sinnend legte sie die Stirn an das kalte und feuchte Glas des Fensters.

„Na, ich hätte doch gedacht," ließ sich ihr Vater hinter ihr hören, „er wäre nicht so kalt hier vorbeigefahren. Die Hand hätte er uns doch wenigstens drücken können."

*

Vor einem großen, nach altem westfälischen Stil gebauten Bauernhaus hielt der Einspänner. Friedrich Bern erhob sich und knallte mit der Peitsche.

Der Neffe stieg, erwartungsvoll das Haus betrachtend, aus dem Wagen. Dann schweiften seine Blicke über das Anwesen.

Alles war hier beim Alten geblieben — alles war noch so, wie er es vor drei Jahren verlassen hatte. Das breite, fast quadratförmige Haus mit dem kleinen Anbau fürs Gesinde, die zwei mächtigen Linden vor dem Eingang, die lange Scheune nebenan und der dahinterliegende Kamp mit den zahlreichen Obstbäumen — alles war unverändert und schön, freundlich beleuchtet von dem goldigen Schein der Herbstsonne, den Heimkehrenden willkommen zu heißen.

„Man hat uns noch nicht gehört," rief der Onkel mit lächelnder Miene und schwang noch einmal kräftig die Peitsche. Der scharfe Knall durchschnitt die morgendliche Stille.

Da wurde es im Hause lebendig. Man hörte jemand rufen: „Der Heiner — der Heiner ist da!"

Bald strömte man aus allen Ecken herbei. Haus- und Stalltüren wurden aufgestoßen und Fenstergardinen hastig zurückgeschoben. Im Nu war Heinrich von Knechten und Mägden umringt, die ihm kräftig die Hand schüttelten.

Im Triumph führte man ihn zum Hauseingang. Hier wurde er von seiner Mutter, einer einfach gekleideten, schon älteren Frau, herzlich begrüßt.

Der Schulze stand noch immer bei seinem Wagen und sah zufrieden lächelnd dem Einzug des Neffen in den väterlichen Hof zu. Endlich rief er einen Knecht herbei und befahl ihm:

„Bringe Pferd und Wagen nach Hause, Jakob! Sagst meiner Wirtschafterin, sie brauche heute für mich kein Mittagessen herzurichten!"

Der Schulze wollte heute bei seinem Neffen bleiben er dachte nicht an Arbeit, heute war für ihn ein Feiertag —

Indessen hatte die Mutter den Sohn in die gute Stube des Hauses geleitet.

Gemächlich ließ sich der Kürassier auf einen Stuhl nieder und schlug die Beine übereinander. Er fühlte sich so wohl wie noch nie in seinem Leben.

Eine Magd tischte eilfertig das Beste des Hauses auf: Brot, Eier, Käse, Schinken, Wurst und noch vieles mehr.

Immer mehr Menschen kamen zu seiner Begrüßung herbei. Er wurde mit Fragen bestürmt und sollte erzählen.

Doch da kam seine Mutter dazwischen und sagte: „Er wird Hunger haben. Erst muß er essen, dann kann er erzählen!"

Liebevoll ruhte sein Blick auf der Mutter. So eine Mutter hatte nur er! Er konnte sich nicht satt sehen an ihrem schmalen Gesicht mit den milden und gütigen Zügen.

„Nun greif zu, Heiner!" drängte sie, „red nicht so viel!"

Sie blieb dicht neben ihm stehen und betrachtete ihn fortwährend.

Den ganzen Tag über bekam Heinrich keine Ruhe. Immer wieder neue Bekannte stellten sich ein, denen er erzählen mußte.

Müde von dem vielen Sprechen stieg er spät abends in seine Kammer hinauf und ging zu Bett. Es ruhte sich gut in den sauberen und frischen Leinenkissen. Er streckte sich aus und schob die Hände unter den Kopf. Nirgends ists schöner und angenehmer als daheim, dachte er.

Aber dann kam ihm auch die Verlobung des Schulzen wieder in den Kopf. Also die Hilde wollte der Onkel heiraten! Diese Nachricht hatte ihn sehr frappiert.

Hilde mußte jetzt zwanzig Jahre alt sein — der Onkel näherte sich bestimmt schon den Vierzig.

Die Hilde — die Hilde. Wie mochte sie jetzt aussehen? Er konnte sie sich noch sehr gut vorstellen: die übermütigen blauen Augen, das frische, liebliche Gesicht, die dicken Zöpfe, den schlanken und graziösen Körper. Ja, wie hätte er die Hilde vergessen können! Ach, die Hilde war ein schönes Geschöpf!

Daß sie sich schon verlobt hatte, war doch ein wenig bitter...

### 2. Kapitel.

Am ersten Sonntag, den Heinrich in seiner Heimat verbrachte, begegnete er der Hilde, der Braut seines Onkels.

Heinrich ging an diesem Morgen sofort nach dem Gottesdienst nach Hause. Er wollte nicht, wie dies die meisten andern zu tun pflegten, vor der Kirche stehen bleiben, denn er wußte, daß ihn gleich wieder viele Bekannte umringt hätten, um ihn auszufragen. Er war aber des ewigen Redens müde.

Nicht allein der Dörfler wegen war er sofort nach dem Gottesdienst nach Hause gegangen. Er hatte in der Kirche die Hilde gesehen und er wollte ihr nicht begegnen.

Sonderbar: er fürchtete sich vor einem Wiedersehen mit ihr. Auf der Fahrt von Magdeburg nach Hause hatte er sich noch danach gesehnt, doch die Sehnsucht war sofort verschwunden, als ihm der Onkel den Namen seiner Braut mitgeteilt hatte. Weshalb? Er wußte sich selbst keine richtige Antwort zu geben...

Die Hilde war eine Dame geworden, sah elegant — ja vornehm aus. Sie trug nicht mehr die alte Siegerländer Tracht, sondern war gekleidet wie die Frauen in der Stadt. Das hatte man ihr wohl in dem Pensionat beigebracht, in dem sie gewesen war.

Er trat ans Fenster und blickte über den Hof hinweg auf die Straße.

Viele Kirchgänger kamen vorbei, und unter ihnen bemerkte er auch den Schulmeister Stendl und seine Tochter.

Maria war sehr hübsch geworden, das mußte er feststellen.

Der gute Alte mit dem weißhaarigen Künstlerkopf hatte sich eigentlich gar nicht verändert; auch trug er noch immer den langen schwarzen Bratenrock, den hohen, bis an die Ohren reichenden Stehkragen und die breite schwarze Krawatte.

Heinrich fiel ein, daß er dem Magister unbedingt einen Besuch schuldig war. Daß er auch daran noch nicht gedacht hatte! Viele Jahre war er sein Schüler gewesen und später hatte er noch lange Zeit bei ihm Klavierstunden genommen.

Heinrich nahm sich vor, ihn in den nächsten Tagen zu besuchen.

Während er die nach Hause strebenden Kirchgänger betrachtete, fuhr er auf einmal zusammen. Kam da nicht seine Mutter mit der Hilde auf das Haus zu? Wahrhaftig, es war die Hilde.

Er verzog ärgerlich das Gesicht. Weder der Schulze noch der Förster, den er auch in der Kirche gesehen hatte, begleitete sie. Sie waren allein.

Er trat vom Fenster zurück in die Stube und kreuzte die Arme über der Brust. Jetzt war es nicht mehr möglich, ihr auszuweichen.

Ach, es war ja auch gleichgültig, einmal mußte er ihr doch gegenübertreten. Er wollte höflich zu ihr sein und freundlich — nach Möglichkeit nichts von dem erwähnen, was in früheren Jahren geschehen war...

Die Tür öffnete sich und seine Mutter trat ein, hinter ihr erblickte er die Hilde.

„Da, habe ich dirs nicht gesagt, Hilde? Hier ist er!" rief die Mutter heiter und trat lachend beiseite.

Die Försterstochter kam schnell in die Stube, mit strahlenden Augen und lächelndem Munde.

„Grüß Gott, Heiner!" sagte sie mit frischer melodischer Stimme und streckte ihm die Hand entgegen. „Wie freue ich mich, dich wieder einmal zu sehen. O je, was bist du ein Hüne geworden!"

Mit Bewunderung sah sie zu ihm auf.

„Nicht wahr!" versetzte die Mutter und warf einen stolzen Blick auf ihren Sohn.

Heinrich lachte, aber es klang sehr gezwungen und unecht.

„Auch du bist nicht so geblieben, wie du warst. Bist viel größer geworden seit der Zeit, daß ich dich das letztemal sah!"

„Setz dich, Hilde!" bat die Mutter.

Hilde nahm Platz und streifte die Handschuhe von den Händen.

„Seit wann bist du hier, Heiner?" fragte sie.

„Am Donnerstag morgen bin ich angekommen..."

„Da hättest du uns aber längst einmal besuchen können!"

„Die ersten Tage wollte ich gerne zu Hause bleiben."

(Fortsetzung folg)

# Ein vielseitiger Künstler

**Der Wirklichkeit nacherzählt von H. Walter Cordes**

Daß die ganze Geschichte überhaupt ans Tageslicht kam, daran war eigentlich ein Lichtspieltheaterbesuch schuld. Der Saalwächter in einem großen städtischen Museum — den Namen der Stadt verschweigen wir besser mit Rücksicht auf die Nächstbeteiligten — hatte sich den Sensationsfilm „Der gestohlene Michelangelo" angesehen und bei dieser Gelegenheit wohl in sich die Anlage zum Geheimpolizisten entdeckt. Als er daher am folgenden Morgen im Saal 16 (Spanische Klassiker: Greco, Velasquez, Murillo) einen sich etwas unsicher an den Wänden entlang drückenden Mann gewahrte, der etwas unter dem zugeknöpften Rock zu verbergen schien, wurde sein Verdacht auf der Stelle wach. Was konnte der Verdächtige unter dem Rock anders verstecken als ein gestohlenes Meisterwerk?

Es war ein wunderbarer Spätsommertag und das Museum, das auch sonst nur wenig besucht wurde, so gut wie leer. Der Aufseher konnte so ohne Schwierigkeit seinen Mann stellen. Er baute sich vor ihm in seiner ganzen Beamtenwürde auf und sagte nicht gerade sehr höflich, aber entschieden: „Oeffnen Sie mal Ihren Rock!"

Der andere begann gleich allen Anfängern in der Spitzbubenkunst zu zittern und stotterte: „Warum?"

„Keine Widerrede!" schrie der Saalwärter, und schon riß er den Rock seines Opfers auf. In seinen Augen leuchtete Triumph auf, denn unter dem Rock steckte in der Tat ein ziemlich großes Gemälde in altem Goldrahmen.

Mit eiserner Faust hielt der Beamte den Dieb fest, mit der anderen packte er das gestohlene Bild, gleichzeitig stieß er einen lauten Hilferuf aus. Andere Aufseher eilten herbei, faßten den Verbrecher und schleppten ihn zum Direktor des Museums.

„Wie ist so etwas nur möglich?" stammelte dieser entsetzt, als er von dem Vorgefallenen erfuhr.

„Er versuchte das Bild, eins von den spanischen Klassikern, unter dem Rock zu verstecken." Voller Stolz sagte es der Aufseher. „Aber ich habe ihn gerade noch geschnappt."

Der Direktor schritt drohend auf den Dieb zu: „Das wird Sie teuer zu stehen kommen. Das Bild ist ein Vermögen wert. An diesem Diebstahl sollen Sie Ihr Leben lang denken."

„Aber ich habe doch gar nicht gestohlen", verteidigte sich der Verdächtigte, der jetzt endlich zu Worte kam.

Allseitiges Hohngelächter. Der Direktor meinte traurig: „Eine solche Gemeinheit!" Mit aller Ironie, über die er in diesem tragischen Augenblick verfügte, erkundigte er sich: „Wenn jemand mit einem Bild unter dem Rock gefaßt wird, was will er denn dann wohl damit machen?"

Alle standen mit weit offenem Munde, als der Mann, als wäre es die selbstverständlichste Sache von der Welt, entgegnete: „Ich wollte es aufhängen."

Der Direktor griff nach dem Gemälde, das der Aufseher immer noch hielt. Es war ein Stilleben, einige Karpfen auf einer Messingplatte, umgeben von einem Kranz rotbäckiger Aepfel. In der Ecke das Signum: Fritz Korte.

Die Stimme des Direktors überschlug sich fast, als er fragte: „Wer, in Himmels Namen, ist Fritz Korte?"

„Ich", erklärte der Verdächtige einfach.

„Und dies wollten Sie zwischen den Gemälden des Städtischen Museums aufhängen?"

„Jawohl", sagte Fritz Korte, „dies Bild sollte seinen Platz zwischen den übrigen Meisterwerken bekommen."

„Der Mann ist wahnsinnig", schrie der Direktor. Und zu dem „Maler" gewandt: „Diese unmögliche Kleckserei wollten Sie ausgerechnet bei den Klassikern unterbringen?"

„Ich verstehe Ihre Aufregung nicht", meinte gelassen der andere. „Ich tu' das doch schon seit einigen Monaten."

Wie vom Blitz getroffen sank der Direktor in einen Sessel: „Was tun Sie schon seit einigen Monaten?"

„Nun, ich hänge meine Bilder im Städtischen Museum auf..."

Weiter kam er nicht. Der Direktor rannte wie ein Besessener davon. Seine Untergebenen folgten ihm. Er stürmte an einigen Liebespärchen und an einigen Engländerinnen, die sich in den kühlen Sälen des Museums erholen wollten, vorbei und sah dann das Entsetzliche mit eigenen Augen.

Im Saal 15, wo die alten holländischen Meister aus dem 15. Jahrhundert hingen, erblickten seine fast aus den Höhlen quellenden Augen zwischen Frans Hals, Jan Molenaer, Adriaan van der Venne drei Originalwerke von Fritz Korte.

In Saal 33 (Meister des Rokoko) hingen neben Watteau, Fragonard und Boucher ebenfalls drei Originale Fritz Kortes.

Unter den Florentinern in Saal 42 (Andrea del Sarto, Fra Bartolomeo, Bugiardini) fand man nur ein Gemälde des vielseitigen Fritz Korte. Dagegen prangten in Saal 54 (Tizian und Zeitgenossen) zwischen Palma Vecchio, Lorenzo Lotto, Paolo Veronese nicht weniger als sieben Originale, meist schöne Frauen, aus der Werkstatt Fritz Kortes. Und jedes der Meisterwerke trug deutlich sichtbar das Signum des Künstlers.

Seit Monaten hatten die Besucher des Städtischen Museums Fritz Korte teils für einen Meister des Rokoko gehalten, teils auch für einen alten Holländer. Einige hatten mit ehrfürchtiger Bewunderung seine Gemälde der Florentiner Schule, andere sie dem Kreise um Tizian zugeschrieben.

Und der Museumsdirektor hatte die gleiche lange Zeit hindurch keinen Rundgang durch die Säle gemacht. — Oder vielleicht doch?

## Trachten auf dem Bückeberg

**Vorschau auf den diesjährigen Erntedanktag.**

Nur noch verhältnismäßig wenig lebende Trachten gibt es in Deutschland. Ihre Entstehung und ihre Art sind ganz verschieden, aber sie geben der Landschaft, der sie angehören, ein anheimelndes Gepräge. In den Trachten spiegelt sich die farbenfrohe Natur wider; sie trennen zwar den bäuerlichen Menschen auch äußerlich vom Städter, aber wir sind in Deutschland heute so weit, daß der Wille zum gemeinsamen deutschen Volkstum vorherrscht und die Trachten den besonderen Schmuck einer jeden Großkundgebung bilden, besonders am Erntedanktag. Erinnern wir uns des 1. Oktober im Vorjahr. Welch buntes, vielgestaltiges Leben herrschte auf dem weiten Hufeisenrund des Bückeberges! Neben dem Städter lagerte der Bauer. Sie warteten auf die große Stunde des Tages. Aber die farbige, frohe Wirkung und die rechte Erntedankstimmung entstanden erst durch die verschiedenen Trachtengruppen aus allen Teilen Deutschlands.

Die lebensfrohen Trachtengruppen haben zweifellos die Feierlichkeit des ersten gemeinsamen deutschen Erntedankfestes auf dem Bückeberg im vorigen Jahr erhöht, und so wird man auch in diesem Jahre bemüht sein, das Trachtenbild noch zu verschönern und zu vervollkommnen. Auf dem Bückeberg dürfte in diesem Jahre keine unserer lebendigen deutschen Bauerntrachten fehlen. Sie alle müßten durch Abordnungen vertreten sein. Neben den Trachtengruppen werden am 30. September auf dem Bückeberg in verstärktem Maße aber auch die Landarbeiter-Abordnungen aus allen Teilen des Reiches erscheinen, denn die Landarbeiter haben mit dem Bauern zusammen den größten Anteil an der Einbringung der Ernte für das Volk. Bauer und Landarbeiter stehen in jedem Jahre aufs neue gemeinsam Schulter an Schulter im Kampf um die Ernährung des deutschen Volkes aus eigener Scholle. So sehen wir dem 30. September mit fast noch größeren Erwartungen entgegen als im vorigen Jahr; die farbenfrohen Trachten aber werden die Erntedankstimmung aller noch erhöhen. Der Bückeberg 1934 ruft, bereiten wir uns vor auf ein neues, ganz großes Erlebnis der deutschen Volksgemeinschaft!

## Weinernte in der Grenzmark

Daß auch in der Provinz Grenzmark Posen-Westpreußen eine ausgezeichnete Weinernte erzielt wird, dürfte nicht allzu weit bekannt sein. Gegenwärtig ist dort wieder die Weinernte im Gange, obwohl die Zahl der Bauern, die die Tradition des Weinbaues gewahrt haben, geringer geworden ist. Die Qualität der geernteten Trauben ist in diesem Jahre besonders gut. Der Ertrag je Morgen hat im Durchschnitt zwei Zentner ergeben, wofür ein Preis von 16 RM erzielt werden kann. Die Tafeltrauben erreichen sogar einen Preis bis zu 25 Rpf. je Pfund. In der Blütezeit des Weinbaues wurden in den Weingebieten der Grenzmark jährlich 20 000 Zentner Trauben geerntet.